

VERMÖGEN IN DEN USA

Fehler im System

VON CLAUDIUS HULVERSCHEIDT

Im Grunde muss man Elon Musk fast dankbar sein für seinen jüngsten PR-Stunt, denn eindrucksvoller hätte er sein Weltbild kaum zur Schau stellen können: Nicht Regierungen und gewählte Abgeordnete sollen darüber entscheiden, ob der reichste Mann der Welt Steuern zahlt oder nicht, sondern, wenn überhaupt, seine Millionen Fans beim Kurzmittelungsdienst Twitter. Demokratieverachtung gepaart mit Social-Media-Einfalt, das ist wahrlich Zynismus pur.

Um es gleich zu sagen: Niemand stellt Musks Lebensleistung in Frage oder neidet ihm den Erfolg. Der einstige Physik- und Ökonomie-Student hat mit Space-X und Tesla zwei Firmen geschaffen, die ihre Branchen gehörig aufgerüttelt haben. Das gilt vor allem für den Elektroautobauer Tesla: Hätte Musk den Cheffinnen und Chefs der etablierten Pkw-Hersteller nicht über die Jahre beständig in den Hintern getreten, wäre die Verkehrswende noch immer nicht mehr als ein Begriff.

Doch auch viele andere Menschen haben sich um das Allgemeinwohl verdient gemacht, ohne daraus die Forderung abzuleiten, vom Finanzamt bitteschön für alle Zeiten in Ruhe gelassen zu werden. Musks Mut hat ihm bisher ein Vermögen von fast 340 Milliarden Dollar beschert, da ist eine weitere Belohnung in Form von staatlicher Schonung kaum vonnöten. Oder anders gesagt: Wenn ausgerechnet der reichste Mann der Welt keinen einzigen Cent Steuern zahlt, während einfache Amerikaner Jahr für Jahr Tausende Dollar an den Staat überweisen, dann muss man kein Kommunist sein, um auf den Gedanken zu kommen, dass es hier vielleicht einen Fehler im System gibt.

Theoretisch bemisst sich die Höhe der Steuerlast in den USA wie in Deutschland an der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des Einzelnen. Grundlage ist dabei das Einkommen – und genau hier liegt das Problem: Menschen wie Musk nämlich haben oft gar kein klassisches Arbeitseinkommen. Brauchen sie Geld, gehen sie zur Bank und leihen es sich. Für die Bank ist das ein tolles Geschäft, denn angesichts des hohen Kundenvermögens muss sie sich keinerlei Sorge um die Tilgung machen. Der Kreditnehmer wiederum entrichtet zwar Zinsen, vermeidet aber zugleich jedwede Steuerzahlung.

Möglich ist die Trickserei, weil das Finanzamt erst in dem Moment Zugriff auf Musks ständig steigendes Aktienvermögen erhält, in dem der Tesla-Chef Papiere verkauft – spricht: Einkommen generiert. Das ist in Deutschland genauso. In den USA kommt aber noch ein zweiter, beinahe perverser Umstand hinzu: Ultrareiche können ihre Aktien sogar steuerfrei vererben, denn der Wertzuwachs des Depots wird mit jeder nächsten Generation erst einmal wieder neu auf null gestellt. Wer nur reich genug sei, hat jüngst ein Experte des Zentrums für Amerikanischen Fortschritt (CAP) gesagt, könne in den USA selbst entscheiden, ob er Steuern zahlt oder nicht. Die Erfahrung zeigt: Viele Ultra-Vermögende wählen Variante B.

Der Twitter-Stunt von Elon Musk zeigt: Der Staat muss beim Vermögen zulangem

In Washington wird deshalb jetzt diskutiert, ob Kursgewinne künftig am Ende jedes Jahres auch dann besteuert werden sollen, wenn die Papiere gar nicht verkauft werden, sondern im Depot verbleiben. Wäre das der Fall gewesen, hätte etwa Musk allein seit 2019 einen zweistelligen Milliardenbetrag abführen müssen. Der Ansatz ist sinnvoll, aber noch nicht breit genug: Richtiger wäre es, die Leistungsfähigkeit künftig statt am Einkommen am Vermögen des Einzelnen zu bemessen, denn selbstverständlich ist ein Mensch mit 30.000 Euro Verdienst und 100 Millionen Euro Vermögen wirtschaftlich potentieller als einer mit gleichem Einkommen, aber keinerlei Rücklagen.

Viele werden nun einwenden, dass der Aufwand für die Erhebung jeder Vermögenssteuer vergleichsweise hoch sei. Das mag sein, kann angesichts der grotesken Ungerechtigkeit des jetzigen Rechts aber doch nicht im Ernst das entscheidende Argument sein. Und ja, im Extremfall könnte eine solche Reform auch dazu führen, dass ein Betroffener einmal Aktien, ein Haus oder den Viertwagen verkaufen muss, um die Steuer bezahlen zu können. Immerhin entschieden dann aber Gesetze und gewählte Volksvertreter darüber. Und nicht die Twitter-Jünger eines latent großenwahnstimmigen Unternehmers.

HEUTE

Solarstrom in Italien

Erneuerbare Energien vs. Schutz von Landschaft und Kulturgütern 17

Setz mich ab

Was sich jetzt noch für die Steuererklärung 2021 lohnt 19

Aktien, Devisen und Rohstoffe 20, 21



ILLUSTRATION: STEFAN DIMITROV

Warum noch ins Büro kommen?

Home-Office für alle, das klingt gut. Doch einige Unternehmen wollen trotzdem, dass ihre Mitarbeiter nicht zu viel zu Hause arbeiten. Weshalb Firmen Wert auf Präsenz legen

VON ELISABETH DOSTERT

Eigentlich süße Familienunternehmer Matthias Lapp in diesen Tagen mit Kollegen aus Deutschland, der Schweiz und Österreich am Firmensitz von Lapp in Stuttgart zusammen, um darüber zu reden, wie das Jahr gelaufen ist und was nun anliegt. Der ein oder andere würde in die Produktion gehen, um mit Kollegen zu schwatzen. Und abends würden alle zusammen beim Galaabend sitzen, erzählt Lapp

HOME-OFFICE, UND JETZT?

im Videotelefonat. In diesem Herbst findet das Treffen wegen der Corona-Pandemie zum zweiten Mal virtuell statt. Lapp muss gleich runter ins firmeneigene Aufnahmestudio. Und vorher in die Maske – Haare richten, ein wenig Puder, damit die Haut im Licht der Scheinwerfer nicht glänzt. Er wird den kleinen roten Punkt sehen, wenn die Kamera läuft, aber nicht wahrnehmen können, wie die Menschen auf seine Präsentationen und Worte reagieren. Lapp, 39, fehlen die echten Begegnungen.

Das Unternehmen ist einer der heimlichen Weltmarktführer, wie es viele in Deutschland gibt. Weltweit beschäftigt die Gruppe fast 4600 Mitarbeiter, allein 1400 in Deutschland. Sie produziert für die Industrie unter anderem Kabel für Strom und Datenübertragung, Stecker und auch Router. Im Geschäftsjahr 2019/2020, es endet im September, setzte die Gruppe 1,1 Milliarden Euro um.

Lapp redet lieber von mobilem Arbeiten als von Home-Office. Er kennt die Unterschiede. Vor der Pandemie arbeiteten weniger als zehn Prozent der Mitarbeiter in der Verwaltung mobil, sagt Lapp: „Nur knapp die Hälfte unserer Stellen in Deutschland, etwa in der Buchhaltung, in der Personalabteilung und im Marketing, ist überhaupt Home-Office-fähig.“ Im Vertrieb sei mobiles Arbeiten schon vor der Pandemie üblich gewesen, weil die Beschäftigten zu Kunden fahren. „Die Mitarbeiter in der Produktion und in der Logistik müssen vor Ort in der Fabrik sein. Das waren sie auch während der Pandemie“, sagt der Familienunternehmer.

Auch er sei regelmäßig in die Firma gegangen – schon aus Gründen der Solidarität mit denen, die nicht die Option hatten, zu Hause zu bleiben. „Ich möchte nichts von Mitarbeitern erwarten, was ich nicht auch tue“, sagt er. Darüber, wie sie es bei Lapp künftig mit dem Home-Office halten wollen, wird gerade mit dem Betriebsrat verhandelt. Lapp will nicht vorgreifen. Die Büroarbeiter hat Lapp schon beim ersten Lockdown im März 2020 von zu Hause arbeiten lassen. Mittlerweile arbeiten „alternierende Teams im Wochenrhythmus wieder im Büro“, erzählt Lapp.

Viele Unternehmer machen sich wie Lapp Gedanken darüber, wie die Arbeitswelt nach der Pandemie aussieht. Werden mehr Menschen im Home-Office arbeiten, oder kehren sie zurück in die Büros ihrer Firma und alles ist so wie früher? Nur jeder fünfte Betrieb will mehr Home-Office bieten als vor der Pandemie, hat eine Umfrage des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) im Sommer dieses Jahres ergeben. Die Mehrheit der Betriebe mit mehr als 250 Mitarbeitern wolle Home-Office ausbauen, die kleineren eher nicht, sagt IAB-Experte Christian Kagerl. Er hat viele Gründe gehört, die für das Home-Office oder zumindest für hybride Formen sprechen: die größere Flexibilität, geringere Fahrzeiten, die bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie, die höhere Attraktivität als Arbeitgeber im Kampf um Arbeitskräfte.

Und einige Gründe dagegen: Manche Tätigkeiten sind ungeeignet für das Home-Office, etwa das Bedienen von Maschinen, manche Unternehmen fürchten um ihre Firmenkultur und wollen die Mitarbeiter nicht ungleich behandeln. Die einen dürfen zu Hause bleiben, die anderen nicht. Es gebe auch große Unterschiede zwischen den Branchen, erläutert Kagerl: „Im Baugewerbe lassen sich weniger Jobs zu Hause erledigen als etwa in der Informations- und Kommunikationsbranche.“ Maurer, Schreiner, Fliesenleger, Dachdecker, Installateure – alle müssen auf die Baustelle, in Heimarbeit entsteht kein Haus.

Auch Andreas Bensegger, 49, Chef der gleichnamigen Rosenheimer Firma, sieht das Home-Office kritisch. Er liefert alles, was es im Büro braucht – vom ergonomischen Stuhl über Computer bis hin zu Büroklammern. Ein typischer mittelständischer Einzelhändler: 60 Mitarbeiter, gut zwölf Millionen Euro Umsatz, fünfte Generation. 80 Prozent der Jobs in seiner Firma seien nicht Home-Office-fähig, sagt Bensegger: „Die Mitarbeiter in der Logistik müssen Lieferungen verräumen, die Fahrer müssen ausliefern. Die Vertriebler und Servicemitarbeiter müssen zum Kunden.“ Die Kunden hätten relativ konstant durchgearbeitet, so hat es auch Bensegger gehalten. „Es gab viele, die waren heilfroh, uns zu sehen.“ Und Mitarbeiter, die von zu Hause hätten arbeiten können, kamen trotzdem – aus Kollegialität. „Man hilft sich aus, die Verkäuferinnen aus der Papeterie packen auch mal im Lager an.“ Wie ihm gehe es vielen mittelständischen Einzelhändlern, sagt Bensegger, der auch Vorsitzender des Regionalausschusses der Industrie- und Handelskammer Rosenheim ist.

In der Hochphase der Pandemie, sagt Stefan Heibredner, Geschäftsführer der Stiftung Familienunternehmen, haben die Familienunternehmen auf „die erzwungenen Vorgaben“ zum Home-Office sehr flexibel reagiert. Heibredner warnt vor – zumindest seiner Meinung nach – falschen Schlüssen: „Deshalb ist das aber noch lange nicht die Arbeitsform der Zukunft.“ Ein starres Korsett, gar ein einseitiges gesetzliches Anrecht auf eine Arbeit von zu Hause aus, werde von manchen Firmen sehr kritisch gesehen. „Die Unternehmen fürchten eine Spaltung ihrer Belegschaft“, mahnt Heibredner. Unternehmen seien nicht nur ein Ort des Wirtschaftens, sondern auch ein sozialer Ort. „Menschen helfen sich und tauschen sich auch über Sorgen aus.“

„Die Unternehmen fürchten eine Spaltung ihrer Belegschaft.“

Wir sollten Mitarbeiter nicht der Einsamkeit ihrer heimischen Schreibtische überlassen.“ Für das mentale Wohlbefinden, das habe die Pandemie gezeigt, sei das für die Mitarbeitenden gefährlich. Heibredner weiß, wovon er spricht: Er hat in den vergangenen Monaten mit vielen Familienunternehmen gesprochen. Und Studien bestätigen, was er sagt. Es drohen „Haarisse in der Unternehmenskultur“, fand die Bertelsmann-Stiftung in einer im Mai veröffentlichten Studie heraus. Die sozialen Kontakte verschlechtern sich, so eines der Ergebnisse der Studie.

Nach den Erfahrungen der vergangenen Monate fällt das Urteil von Unternehmer Lapp über mobiles Arbeiten gespalten aus. Virtuelle Meetings machen vieles „einfacher und schneller“, sagt er. Das Unternehmen habe 2020/21 Rekorde eingefahren. „Home-Office und mobiles Arbeiten sind keine Hindernisse für wirtschaftliche Erfolge.“ Diese Erfolge seien aber nur möglich gewesen, weil sich viele Mitarbeiter seit Jahren kennen. „Wir kommen aus einer Präsenzkultur“, sagt Lapp. „Virtuell

dauert es länger, Vertrauen aufzubauen, wenn es überhaupt möglich ist. Wir sind eben auch soziale Wesen.“

Normalerweise, erzählt Lapp, machen sie in der Firma einmal im Quartal ein „Bouncing fürs Lapp-Leben.“ Alle – vom Staplerfahrer im Lager bis zum Manager – nehmen teil. Sie zeigen die Firma. „Aber wie soll man virtuell die Firmenkultur vermitteln? Wie soll virtuell ein Gefühl der Zusammengehörigkeit entstehen?“, sagt der Unternehmer. Was Lapp ausmache, Innovation, Teamgeist, Vertrauen, das lasse sich nur physisch vermitteln, ist er über-

zeugt. Auch in der gemeinsamen Kaffeepause oder beim Mittagessen könne etwas entstehen. Früher sei er einfach mal zu seinen Mitgeschäftsführern im Büro nebenan gelaufen. „Das fehlt.“

Auch wirtschaftlich hätte das Home-Office Folgen für Lapp: „Der Wunsch des Mitarbeiters, so zu arbeiten, wie er gerade Lust hat, ist schwierig zu erfüllen.“ Er müsste ihm dann sowohl in der Firma als auch zu Hause einen Arbeitsplatz einrichten. „Das kann man sich als Arbeitgeber nicht leisten“, sagt Lapp. Ein „Zurück-zu-Normal“ werde es aber nicht geben, auch

keine 100-prozentige Präsenzpflcht. Lapp strebt eine Mischung an, auch je nach Typ des Mitarbeiters. Für das Frühjahr plant er wieder physische Treffen. „Wir freuen uns jetzt schon, die Menschen wiederzusehen“, sagt der Unternehmer. Und vielleicht klappt es schon dieses Jahr mit dem Weihnachtsmarkt für die Mitarbeiter und ihre Familien in Stuttgart.

Die SZ beschäftigt sich in den kommenden Wochen in einer Serie mit der Zukunft des Home-Office und der Frage: Wie wollen wir künftig arbeiten?



Kunden mit Budget warten auf Besuch. Sei der Erste.

Auf die klimafreundliche Art. Geschäftsreisen macht man mit der Bahn.

bahn.de/businessreisen

